GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Von Emma zu Alpha : Über Möglichkeiten und Grenzen feministischer Kritik heute

Hark, Sabine

2010

https://doi.org/10.25595/1295

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hark, Sabine: *Von Emma zu Alpha : Über Möglichkeiten und Grenzen feministischer Kritik heute*, in: Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW (2010) Nr: 26, 36-42. DOI: https://doi.org/10.25595/1295.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Sabine Hark

Von Emma zu Alpha. Über Möglichkeiten und Grenzen feministischer Kritik heute[1]

»[O]ne cannot criticize too far the terms by which one's existence is secured.« (Judith Butler)

Für Ruth Becker – Dortmund am 13. November 2009

1. Death by report

Virginia Woolfs Nachruf auf den Feminismus in ihrem berühmtem Essay *Drei Guineen* (1936; dt. 2001), in dem sie sich der Frage widmet, welchen Unterschied es im Leben von Frauen und Männern macht, über ein eigenes Einkommen zu verfügen, ist sicher nicht die erste, aber die – auf Grund ihrer scharfen und zugleich unendlich subtilen Ironie – vielleicht brillianteste Version des höchst ambivalenten Genres ›Nachrufe auf Feminismus‹.

Woolf entwirft in *Drei Guineen* vordergründig eine Lösung für jenes Problem, das Post- und Pop-, Mädchen- und Alpha-FeministInnen auch heute umtreibt – und das diese bei aller Heterogenität der Positionen nicht zuletzt auch mit anti-feministischen Positionen verbindet: Wie wird man um des eigenen, ›neuen‹ feministischen Profils willen den alten Feminismus los und was macht man mit dem vermaledeiten F-Wort?

Woolfs Vorschlag mutet radikal an: das F-Wort muss verbrannt werden. Weil es niemals die ihm immer schon anhaftenden karikierenden, schmähenden Bedeutungen wird abstreifen können, schadet es letztlich auch dem feministischen Anliegen, nämlich dem Kampf für die ›Respektierung der großen Prinzipien Gerechtigkeit und Gleichheit und Freiheit‹ jeder Person.

Doch Woolfs Szenario, die Leiche Feminismus zu entsorgen durch die zugleich symbolische und buchstäbliche Verbrennung des F-Wortes, ist mehr und anderes als ein Bestattungsvorschlag. Vielmehr arbeitet sie – in der Absicht, diesen in seiner Ambivalenz auszustellen, ihn über sich hinauszutreiben und damit gegen sich selbst zu wenden – hier einen Topos heraus, der wohl so alt ist wie Feminismus selbst und diesen seit seinen Anfängen begleitet. Und zwar der Topos des *death by report*, der Auslöschung von Feminismus durch die Verkündung seines vorzeitigen Todes.

Die Funktion dieses Topos ist naheliegend. Feminismus wird für tot erklärt,

- damit nachfolgende Generationen von den feministischen Kämpfen der vorherigen profitieren können, ohne dass deutlich wird, dass es sich um feministische Kämpfe handelte,
- damit ein neuer Feminismus erstehen kann, ein Feminismus, der im Unterschied zum jeweils vorherigen weniger sektiererisch ist, weniger separatistisch und in jedem Fall Männer einschließend,
- aber auch, um Feminismus prinzipiell als entweder irrelevant, unnötig und überflüssig oder als bedrohlich und gefährlich markieren zu können,
- oder um Feminismus der aktiven Wahrnehmung der Lebenden zu entziehen.

Dieser Ziele wegen muss Feminismus immer wieder rituell geopfert und sein vorzeitiges Ableben verkündet werden – ein Ableben, als dessen Ursachen meist eigenes politisches Verschulden oder andere unheilbare Krankheiten wie Dogmatismus, Lustfeindlichkeit oder Separatismus gelten.

»I'm a feminist, so I suppose I must be dead«, hatte die englische Journalistin Joan Smith dieses Phänomen Anfang der 1990er Jahre in einem Artikel in der Zeitung INDEPENDENT kommentiert. In der Tat: *»Für kaum ein anderes Thema«*, so Ute Gerhard in ihrem Buch zur Geschichte der Frauenbewegungen, Atempause (1999), stellten die Gazetten immer wieder so bereitwillig Raum zur Verfügung wie für die Ankündigung, dass das unziemliche Gezeter der Suffragetten und Blaustrümpfe oder das Zeitalter der Frauenrechtelei und ›Emanzen‹ nun endlich überwunden sei. Bereits den Kampf der Suffragetten für das Wahlrecht, schreibt Joan Smith, kommentierte die viktorianische Presse als Kampf einer *»Herde hysterischer und irrationaler she-revolutionaries«*. Auch die neue feministische Bewegung seit den späten 1960er Jahren wurde schon oft für tot erklärt – ohne doch je zu verschwinden. So veröffentlichte das Magazin Harper's in den USA bereits 1976 ein Requiem für die US-amerikanische Frauenbewegung, die New York Times versicherte ihre LeserInnenschaft im Jahr 1980, die *»radikalen Tage des Feminismus«* seien vorbei, Newsweek verkündete 1990 das ›historische Versagen des Feminismus‹ und

1 Dieser Text greift auf Teile meines Aufsatzes „Was ist und wozu Kritik? Über Möglichkeiten und Grenzen feministischer Kritik" in den Feministischen Studien (1/2009) zurück.

das Magazin TIME erklärte 1998 in einer Titelgeschichte den Feminismus für verstorben.
»Feminismus für tot zu erklären«, kommentiert die US-amerikanische feministische Theoretikerin Mary Hawkesworth diesen Mechanismus (2004, 983; Übersetzung sh), *»bedeutet, autonomen frauenpolitischen Aktivismus als insgesamt fremd für die Lebenden zu charakterisieren … als eine Existenzweise, die so anders ist, dass sie innerhalb ›unserer‹ Gemeinschaften nicht toleriert werden kann … die Verkündung, dass Feminismus verstorben ist, tilgt die weltweiten Kämpfe von Frauen für Gerechtigkeit, während die Spuren dieser Auslöschung zugleich verwischt werden«*. Und ganz ähnlich die britische feministische Kulturwissenschaftlerin Angela McRobbie: *»Damit dem Feminismus, Rechnung getragen werden kann, muss er als bereits verstorben betrachtet werden«* (2003, 657).
Diese Überlegung führt uns zurück zu Virginia Woolfs Text. Auch Woolf erklärt den Feminismus für tot, weil nicht mehr zeitgemäß. Sie greift den Topos des death by report zunächst in einer extrem mimetisch, ja affirmativ anmutenden Bewegung auf:

»Was wäre passender, als ein altes Wort zu vernichten, ein böses und korruptes Wort, das zu seiner Zeit viel Schaden angerichtet hat und inzwischen überholt ist? Das Wort ›Feministin‹ ist es, das gemeint ist. Laut Wörterbuch bezeichnet man damit eine Person, ›die für die Rechte von Frauen eintritt‹. Da das einzige Recht, das Recht, den eigenen Lebensunterhalt zu verdienen, bereits errungen ist, hat das Wort keine Bedeutung mehr. Und ein Wort ohne Bedeutung ist ein totes Wort, ein verkommenes Wort. Lassen Sie uns das Ereignis also dadurch feiern, daß wir die Leiche einäschern.« (Woolf 2001, 248)

Vordergründig betrachtet, unterstützt Woolf die Ansicht, gleiche Rechte für Frauen seien erreicht: das einzige Recht, das Recht, den eigenen Lebensunterhalt zu verdienen, ist errungen. Feminismus sei damit obsolet geworden. Woolf geht indes noch weiter: Feminismus sei ein gefährliches Wort, das viel Leid gebracht habe. Mehr noch: Heute (1938, sh) sei er gar ein verkommenes, korruptes Wort, da Feminismus nicht erkenne, dass er ohne Bedeutung sei, nicht mehr gebraucht würde. Doch Woolf wendet die Argumentation. Sobald der Rauch sich verzogen habe, sehen wir klarer, was der Fall ist: das Wort Feminismus mag zerstört sein, aber nicht nur die Sicht auf die heutigen Gegebenheiten ist deutlicher denn je, auch von der Vergangenheit hat sich die Wolke gehoben und diese klarer hervortreten lassen. Sichtbar wird dadurch nicht nur, dass auch in der Gegenwart Frauen und Männer für Gerechtigkeit, Gleichheit und Freiheit arbeiten; sichtbar wird zudem, dass jene ›sonderbaren toten Frauen‹, jene *»queer dead women in their poke bonnets and shawls«* gar nicht so albern und komisch sind, wie sie dargestellt werden, denn sie kämpften für die selbe Sache, für die sich auch zu Woolfs Zeiten, Frauen und Männer zu Recht einsetzen.

2. Phönix aus der Asche. Alpha-Feminismus

Womöglich ist nicht sofort einsehbar, was die Betrachtung dieses Topos, des Topos vom death by report von Feminismus, zur Frage der Möglichkeiten und Grenzen feministischer Kritik – und dies soll hier verstanden werden als Projekt der Kritik des Zusammenhangs von Macht, Wissen und Seinsweisen – heute beitragen kann. Doch das Verständnis der Dynamik dieses Topos stellt aus meiner Sicht sowohl eine der Vorbedingungen feministischer Kritik als auch einen ihrer zentralen Gegenstände dar. Denn insofern dieser Topos dabei behilflich ist zu regulieren, welche feministischen Ansichten und Haltungen in der Öffentlichkeit als ›vernünftig‹, als ihrer Zeit ›angemessen‹ gelten können, hat er Teil an der Strukturierung des Möglichkeitsraums für feministische Kritik, daran, welcher Feminismus innerhalb der Grenzen ›unserer‹ Gemeinschaften tolerierbar ist und welcher nicht, wie wir über dessen Zukunft nachdenken und über seine Vergangenheit sprechen (können). Und dies gilt besonders in der gegenwärtigen Konstellation, die nicht zuletzt davon bestimmt ist, dass *post-2nd-wave* und antifeministische Kräfte einerseits an der Reformulierung von Feminismus als heteronormativ grundiertem, solipsistischen Alpha-Projekt ›von oben‹ arbeiten; Kräfte, die andererseits aktiv dessen Desartikulation als mehrdimensionale, glokale, vielstimmige und oft auch inkongruente und widersprüchliche *kollektive* politische Praxis ›von unten‹ betreiben.
Und dieses *undoing*, wie Angela McRobbie es in ihrem neuen Buch The Aftermath of Feminism (2009; dt. Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes) nennt, geschieht inbesondere dadurch, dass bestimmte Elemente des Feminismus aufgegriffen und spürbar in das politische Leben und in eine Reihe gesellschaftlicher Institutionen integriert worden sind. Unter Verwendung von Vokabeln wie ›Ermächtigung‹ (*empowerment*) und ›Wahlfreiheit‹ (*choice*) seien diese Elemente in einen wesentlich individualistischeren Diskurs umgeformt und in neuem Gewande vor allem in den Medien und in der Populärkultur, aber auch von staatlichen Einrichtungen als eine Art Feminismus-Ersatz verwendet worden. Die damit verbundenen neuen und vorgeblich ›moderneren‹ Vorstellungen über Frauen, insbesondere über junge Frauen, würden ihrerseits auf aggressive Weise mit dem Ziel verbreitet, das Entstehen einer neuen Frauenbewegung

zu unterbinden. Statt Frauenbewegungen gäbe es daher heute eher Bewegungen von Frauen.

McRobbie zeigt, dass es vor allem junge – heterosexuelle, gebildete, weiße, der (aspirierenden) Mittelschicht angehörige Frauen – Mädchen! – sind, die als *capable agents of change* angerufen und zu den privilegierten Subjekten des kapitalistischen und wohlfahrtsstaatlichen Umbaus werden – und denen dafür ein neuer sexueller Kontrakt angeboten wird. Als Ersatz für das, was eine erneuerte feministische Politik anbieten könnte, so McRobbie, würde den jungen Frauen eine fiktive Form von Gleichheit angetragen in Form von (akademischer) Ausbildung und Beschäftigung sowie durch die Möglichkeit, an der Konsumkultur und dem öffentlichen Leben teil zu haben. Ähnlich argumentiert auch Chandra Talpade Mohanty bereits 2002 in ihrem wichtigen Aufsatz »Under Wester Eyes Revisited: Feminist Solidarity through Anticapitalist Struggles«. Die Restrukturierung des flexibilisierten globalen Kapitalismus, so Mohanty, basiere auf der Bereitschaft zu Lohnarbeit auf Seiten der Mädchen und Frauen. Dies werde weltweit sowohl eine entschiedene Neudefinition von Geschlechterverhältnissen als auch einen Neuzuschnitt patriarchaler Verhältnisse und hegemonialer Männlichkeit beinhalten.

Die jungen Frauen zugewiesene Rolle auf dem neuen globalen Arbeitsmarkt koinzidiert dabei, so Mohanty weiter, mit einem weltweiten Verblassen von Feminismus und Frauenbewegungen, dergestalt, dass nach Beijing der herausragendste Schauplatz des Kampfes für Geschlechtergerechtigkeit die Antiglobalisierungs-Bewegung gewesen ist – und eben nicht Frauenbewegungen. *»Der globalisierte Neoliberalismus erfindet seinen eigenen Feminismus und seine eigenen Feministinnen«*, kommentierte dies trocken schon 2007 Christa Wichterich in der taz. Selbst die Zeitschrift India Today, so Wichterich, wetteifere den westlichen Vorbildern Time, Financial Times und anderen nach und porträtierte Frauen auf der Überholspur: Unternehmerinnen, Managerinnen, Börsenspekulantinnen. Die transnationale frohe Botschaft laute dabei: Die globalen Märkte machens möglich, Leistung zahlt sich auch für Frauen in Wohlstand, Erfolg und Macht aus. Die globalen Märkte mit den neoliberalen Regeln des unbegrenzten Wettbewerbs bieten sich als Orte an, wo Individuen, als UnternehmerIn ihrer selbst, beim Backen und Verteilen des Kuchens ›teilhaben‹ können. Der Markt öffnet sich für Frauen mit dem Versprechen auf Chancengleichheit und optimale Ressourcenzuteilung. Das führe zur bizarren Übereinstimmung zwischen dem Emanzipationsinteresse von Frauen und der Verwertungsdynamik der Märkte. Feministische Leitbilder – Befreiung von patriarchaler Kontrolle, Selbstbestimmung, Unabhängigkeit, eigenständige Existenzsicherung – träfen sich jetzt mit den Prinzipien des globalen Standortwettbewerbs und der neoliberalen Zuweisung von individueller Eigenverantwortung.

Das Programm der Mädchen-Mannschaft Meredith Haaf, Susanne Klingner und Barbara Streidl, die uns im Frühjahr 2008 unter dem Titel *Alpha-Mädchen* erklärten, warum Feminismus das Leben schöner macht, liest sich im Lichte dieser Überlegungen deutlich weniger hoffnungsvoll. Haaf, Klingner und Streidl, die kämpferisch verkünden, dass sie sich weder von Schirrmacher noch von Alice Schwarzer, weder von Thea Dorn noch von Ursula von der Leyen sagen lassen wollten, wo es lang geht, das wüssten sie schließlich selbst am besten, entwerfen jedenfalls einen Feminismus, der sich recht nahtlos einfügt in die neue Anrufung junger Frauen und das ihnen unterbreitete Angebot, Teil der Elite sein zu können und wollen: *»Alle jungen Frauen wollen heute das Gleiche, nämlich genauso viel verdienen wie Männer, die gleichen Aufstiegschancen, einen gleich großen Anteil an der Macht in unserem Land und nicht vor die Entscheidung ›Kind oder Karriere‹ gestellt werden«* (Haaf/Klinger/Streidl 2008, 13).

Unverhohlen spricht der Alpha-Feminismus dabei aus, dass es ihm um eine bestimmte Gruppe von Frauen geht: sich selbst. Das heißt um junge, gut ausgebildete, nach Höherem strebende, deutsche (weiße), heterosexuelle Frauen, die eine heterosexuelle Partnerschaft und gleichberechtigte Elternschaft anvisieren. *»Manche werden vielleicht die spezifischen Perspektiven lesbischer Frauen oder etwa Migrantinnen vermissen …«*, schreiben die Alpha-Mädchen in nonchalantem Ton gleich auf der zweiten Seite ihres Buches und nach einer Reihe von Distanzierungen gegenüber *Gender Studies*, politischem Aktivismus und dem sogenannten feministischem Establishment. *»Wir wissen«*, fahren sie fort, *»dass nicht alle jungen Frauen in Deutschland gleich leben; dass einige in ihrem Privatleben gern auf Männer verzichten können, … dass Einwanderinnen in diesem Land noch andere Probleme haben, von alleinerziehenden Müttern ganz zu schweigen. Wir konzentrieren uns hier allerdings erst einmal auf Themen, die einen Großteil [sic!] der jungen Frauen, die heute in Deutschland leben, betreffen«* (ebd.).

Thea Dorn, von der sich die Alpha-Mädchen zwar teilweise abgrenzen, der sie aber hinsichtlich der Distanzierung vom alten Feminismus in nichts nachstehen, formuliert es so: es geht nicht *»um Frauensolidarität um jeden Preis, sondern um eine bestimmte Klasse von Frauen, die sich allerdings nicht durch privilegierte Herkunft definiert, sondern einzig und allein durch das individuell von ihr Erreichte und Gelebte«* (Dorn 2007, 37).

Neben Kindern und Karriere wollen die Alpha-Mädchen darüber hinaus – und man muss diese Sätze zusammen lesen, um zu verstehen, wo das Problem liegt – *»viel Sex und guten Sex«* (Haaf et al. 2008, 23). ›Viel und guter Sex‹ ist die Grenze, die den ›alten‹ vom ›neuen‹ Feminismus scheidet. Der »neue (sic!, sh) Feminismus«, so die Alpha-Mädchen-Autorinnen, gehe nämlich *»mit dem Thema Sex«* entspannter um als der alte Feminismus. *»Wir finden«*, schreiben sie, *»es ehrlich gesagt ziemlich großartig, dass wir in die Kiste steigen können, mit wem wir belieben«* (65). Ohne Zweifel, die Scham ist vorbei, der neue Feminismus hat sich wie Phönix aus der Asche des Alten erhoben.

Die Alpha-Mädchen schütteln sich also nicht ganz so doll, wenn sie das F-Wort in den Mund nehmen, sie halten es nicht für ein verdorbenes Wort, rufen nicht dazu auf, es zu verbrennen. Im Gegenteil: sie nehmen es in Besitz, sie sprechen davon, dass sie den Feminismus lieben. Gleichwohl haben auch sie die Verona-Maxime, dass am Besten fährt, wer sich zum Manne bekennt, bestens verinnerlicht. Fast unisono gefallen sich daher Hensel, Räther und Roche, Klingner, Haaf und Streidl in EMMA-bashing und vor allem darin, mitzuteilen, dass sie nichts gegen Männer hätten, im Gegenteil: *»Wir wollen nicht die Männer ausschließen und sie dämonisieren, und wir wollen auch nicht auf Kinder verzichten, nur weil man sich angeblich nur so selbst verwirklichen kann«*, so Alpha-Mädchen Susanne Klingner in einem ihrer zahllosen Interviews im vergangenen Jahr. *»Der Feminismus alter Schule«*, doziert auch Jana Hensel im tagesschauchat am Girl's Day 2008, habe *»stets versucht, genau definierte Antworten an Frauen zu geben«*. Sie halte das für überholt. Feminismus – ein Wort, das sie gar nicht so besonders mag, wie sie bekundet – müsse sich heute an Männer und Frauen gleichzeitig wenden und sich von dem Selbstanspruch verabschieden, alles genau definieren zu wollen.

Ganz entspannt, ideologisch stressfrei und obendrein sexy kommt er also daher, der neue deutsche Alpha-Feminismus. Er hat sich von erdrückenden feministischen Altlasten und sexistischen Klischees gleichermaßen befreit. Er ist unbescheiden und gut gelaunt, denn *»streng müssen wir heute gar nicht mehr sein«* (ebd., 53), da wir uns doch an *»Lippenstift und enthaarten Beinen«* freuen können (ebd.), ohne uns als *»hilflose Opfer männlicher Fantasien oder einer riesigen Industrie fühlen zu müssen«* (ebd.) – und zugleich wissen wir, dass *»naturbelassene Lippen und Haare an den Beinen nicht mehr Grundvoraussetzungen für einen ernst gemeinten Feminismus«* (ebd.) darstellen. Und er ist relaxt, denn Feministinnen dürfen heute eben sexy sein, bringt doch die den biologischen Gegebenheiten geschuldete Tatsache, *»dass der Mann seinen Penis in die Frau steckt, nicht automatisch Machtansprüche mit sich«* (ebd., 22f.). Ja, dieser Feminismus ist umwerfend und stellt endlich keine Spaßbremse mehr da; es müssen ihn einfach alle mögen, denn er wird *»offen für alle sein, nicht nur für Frauen und Männer, sondern auch für Menschen mit unterschiedlichen Ansichten zu einzelnen Fragen in Sachen Feminismus«* (ebd., 26) – eine Haltung, die dem alten Feminismus ja abging, weshalb es so schwer war, *»ihn wirklich zu mögen«* (ebd.). Wir dagegen – sofern wir jung sind! – können uns offen zu Pornografie und Feminismus, zu Kindern und Karriere, zu Abwasch und Aktiendepot gerecht aufteilenden, treuen heterosexuellen Partnerschaften und gutem Sex mit wechselnden Partnern bekennen. Das Tollste aber ist: *»Unsere Generation kann den Feminismus neu erfinden. Wir müssen uns von niemandem vor irgendeinen Karren spannen lassen, auch nicht von der alten Frauenbewegung«* (ebd., 20).

Und damit hat sich der Kreis geschlossen: Ein neuer Feminismus ist nur zu haben um den Preis, dass der Alte – ohnehin geschwächt durch seine selbstverschuldeten Leiden – entsorgt, dämonisiert, zu Grabe getragen wird.

Dass mit dem offensiven Bekenntnis des Alpha-Feminismus zu Männern, heterosexuellen Beziehungen und »viel und gutem Sex« obendrein die, so Thea Dorn, *»große Chance«* gegeben ist, *»den Feminismus vom Ruf der Männer hassenden, mehr oder weniger lesbischen, in jedem Fall ›extremistischen‹ Megäre zu befreien«* (2007), wirft im Übrigen, das soll an dieser Stelle nicht unbemerkt bleiben, nicht nur ein deutliches Licht darauf, wie gut Lesbenfeindlichkeit sich noch immer zur diffamierenden Distinktion und Abgrenzung eignet; es ist zudem ein nicht unverhoffter Nebeneffekt für die deutsche Mädchenschar, die sich ob der frisch zugelegten feministischen Attitüde womöglich doch ein bisschen um ihre Rendite auf dem heterosexuellen Heiratsmarkt sorgt.

Ziehen wir ein kurzes Fazit, so ist wohl deutlich geworden, wie gut sich der Alpha-Feminismus einfügt in das Dispositiv jener Bestrebungen, die einen neuen, postwohlfahrtsstaatlichen Gesellschaftsvertrag zum Ziel haben, und der eben ohne einen ›modernisierten‹ Geschlechtervertrag nicht auskommen wird. Dazu ist es unabdingbar, radikalfeministische Interventionen in einen und Kritik an einem heteronormativ gerahmten, hierarchischen Geschlechtervertrag mindestens als Teil einer hinter uns zu lassenden Geschichte zu entwerfen, tatsächlich sogar als Teil einer insgesamt lächerlich zu nennenden historischen Episode zu diskreditieren. Übrig geblieben ist jedenfalls nur das Zerrbild eines lustfeindlichen, sklerotischen, männerhassenden, tendenziell lesbischen und notorisch zensierenden Feminismus.

3. Politik und Ethos der Erzählungen

Vor diesem Hintergrund, dem Hintergrund des historischen Verblassens von Feminismus und der subtilen und oft nicht-so-subtilen Umschriften seiner Geschichte sowie der aktiven Entnennung antiimperialistischen, globalen feministischen Aktivismus, aber auch vor dem Hintergrund untereinander konkurrierender, allerdings mit ungleichem Verhandlungskapital ausgestatteter Landnahmen auf dem Territorium feministischen Wissens und nicht zuletzt im Verbund mit aktuellen institutionalisierten politischen Praxen wie Managing Diversity, die auf feministische Versatzstücke zurückgreifen, ist der gegenwärtige Moment von besonderer Bedeutung für das Unterfangen, kritisches feministisches Wissen innerhalb des akademischen Universums zu produzieren. Denn zum ersten Mal in der Geschichte wird Feminismus – wie auch immer als solcher noch erkennbar – dauerhaft Teil derjenigen Institution – Wissenschaft – der gesellschaftlich (noch) eine nahezu autoritative Definitionsmacht zugestanden wird und die das für unsere Gesellschaften mächtigste Wissen, nämlich wissenschaftliches Wissen produziert. Und wohl auch zum ersten Mal in der Geschichte ist Feminismus nicht mehr vorrangig getragen von einer sozialen Bewegung, also eine Kraft, die ›von unten‹ agiert, sondern Bewegung ›von oben‹, Teil dessen, wie wir regiert werden.

Dem akademisch gewordenen Feminismus wächst damit eine besondere gesellschaftliche Verantwortung zu. Als Teil der akademischen Einrichtungen ist er ein potenziell machtvoller Akteur im mächtigen und ernsten Spiel um die Sichtweisen der legitimen Teilungen von Welt. Nicht zuletzt ist damit auch die Chance verbunden, jenem historischen Verblassen von Feminismus, seiner Des- und Reartikulation, entgegenwirken zu können. Denn Teil der Institution zu sein, deren Funktion die Produktion und Reproduktion von Wissen ist, bedeutet in unseren wissensbasierten Gesellschaften, an der kollektiven Gedächtnisbildung beteiligt zu sein. Dem steht freilich gegenüber, dass es die Institutionen sind, die steuern, was im Gedächtnis behalten wird und was nicht. Das aber bedeutet, dass der akademisch gewordene Feminismus nicht einfach *»ein feministisches Gedächtnis«* entwickelt, wie beispielsweise Heike Kahlert (2001, 91) argumentiert, sondern ein durch die Institution und deren Denkstil regiertes feministisches Gedächtnis. Und das wiederum reguliert wesentlich den Möglichkeitsraum feministischer Kritik, bestimmt also, was legitim gedacht und gesagt werden kann, was als ›vernünftige‹ feministische Aussage gilt und wessen Sprechen gehört werden kann.

Akademische Feministinnen sind damit aufs Neue nicht nur vor die Aufgabe gestellt, die Frage zu beantworten, wie intellektuelle Kritik mit feministischer Praxis zu verknüpfen wäre, wenn zutrifft, dass Kritik nur an jenem Ort zu finden ist, wo sich die *»Textmaschinen«* mit den *»sozialen Maschinen des Widerstands verketten«* (Raunig 2008, 9). Eingedenk der Überlegung Judith Butlers, dass *»das Subjekt seine Existenz nur in Begriffen des Gesetzes sicherstellen kann und das Gesetz für die Subjektivation Unterwerfung verlangt«* (1997, 106f), sind wir auch vor die Aufgabe gestellt, ob und wie wir selbst uns der Anrufung, Teil der Elite sein zu können, zuwenden.

Als was wird Feminismus also im kollektiven Gedächtnis aufgehoben sein: Als Teil jenes Projekts der Moderne, das seine Wurzeln in der kantianischen Tradition der Aufklärung hat, die nicht nur die Frage stellt ›was ist jetzt?‹, sondern sich auch versteht als Widerstand gegen (illegitime) Autorität, dagegen, nicht so regiert zu werden, als Praxis der Freiheit und als soziale Bewegung ›von unten‹? Oder als politisches Projekt der Privilegierung einer bestimmten Klasse von Frauen zu Lasten aller anderen – und auch zu Lasten bestimmter Männer? Und als was wird der akademische gewordene Feminismus erinnert werden? Als akademische Disziplin wie jede andere, die ihre Wurzeln im Verlangen des 19. Jahrhunderts haben, Natur, Welt und Gesellschaft zu normieren, eine »Ordnung der Dinge« (Foucault 1971) durch eine Ordnungswissenschaft des Seins zu schaffen oder als eine intellektuelle Praxis, die sich insofern mit sozialer Kritik verknüpft als sie nach neuen Lebensformen sucht? Dass sie, mit Judith Butler gesprochen, einen *»Aufstand auf der Ebene der Ontologie«* wagt, also die Frage stellt, wessen Leben real ist und wie sich Realität neu gestalten lässt (Butler 2005, 50)? Welche Zukunft also geben wir ›dem‹ Feminismus?

Über Möglichkeiten und Grenzen feministischer Kritik im Kontext akademischer Wissensproduktion heute zu sprechen verlangt mithin danach, zunächst über Politik und Ethos der eigenen Erzählungen zu sprechen: Wie kann der politischen, theoretischen und akademischen Geschichte von Feminismus Rechnung getragen werden, ohne in einem notorischen Gestus permanenter Überbietung die eigene(n) Geschichte(n) preiszugeben und Feminismus als verstorben, mindestens aber historisch als überholt oder veraltet zu positionieren, als etwas also, das seine Zeit gehabt hat, aber auch, ohne an seinen heroisch verklärten früheren Momenten zu kleben und ihn damit zur ewigen Wiederholung seiner selbst zu zwingen?

Diese Frage zu stellen ist deshalb unabdingbar, weil der Topos des *death by report* in unendlich vielen Gestalten auftreten kann, eben auch in jener Gestalt des vorgeblichen Veraltens oder der Unangemessenheit theoretischer Positionen

beziehungsweise in der Form karikierender oder reduktionistischer Darstellungen ›früherer‹ feministischer Positionen. Jedenfalls steht statt kritischer Diskussion der Reichweite und Begrenzungen theoretischer Positionen, statt der kritischen Rekonstruktion der diskursiven Verzweigungen und Vernetzungen, statt der Rekonstruktion der Geschichte feministischer Theorie als Geschichte eines zu jedem gegebenen Zeitpunkt komplexen Feldes widerstreitender und inkommensurabler theoretischer Positionen, als *»produktives Spannungsfeld verschiedener konzeptioneller Denkbewegungen«* (Genschel 2002, 166), oft genug vor allem die Etablierung der je eigenen Position im Vordergrund.

4. Nicht so regiert werden. Ethos der Wissensproduktion

Auf dem Spiel steht indes noch weit mehr als die Politik und das Ethos der Erzählungen. Auf dem Spiel steht vor allem, was wir das Ethos feministischer Wissensproduktion nennen können. Also wie feministische Wissensproduzent_innen sich zu den Weisen, regiert zu werden, verhalten und wie sie sich selbst führen wollen.

Nach dem Ethos der Wissensproduktion zu fragen, ist besonders dann von Bedeutung, wenn wir feministische Kritik verstehen als eine Praxis, die den Zusammenhang von Macht, Wissen und (möglichen) Seinsweisen fokussiert, das heißt als eine Praxis, die das Bestehende in den Blick nimmt und die sich dabei gegen die vergeschlechtlichten und heteronormativen Verfügungen zu sein richtet, eine Praxis, die angetrieben ist vom Begehren, anders in der Welt sein zu können. Feministische Kritik, die von einem solchen Ethos motiviert wäre, wagt, mit anderen Worten, jene Aufstände ›auf der Ebene der Ontologie‹; sie befragt Regime der Verständlichkeit, also Weisen, wie uns etwas zu sehen und zu verstehen gegeben wird, daraufhin befragt, wessen und welches geschlechtliche und sexuelle Sein und Sprechen wie ermöglicht und wessen und welches Sein und Sprechen wie verunmöglicht wird. Sie interessiert sich dafür, wie Leben(spraktiken) und Sein an den diskursiven Deutungsrahmen scheitern, sich des-identifizieren, wie sie dem Überschüssigen, Verworfenen, Überfließenden stattgeben.

Nun ist das sicher nicht das Ganze des feministischen Projekts. Unzweifelhaft ist es allerdings das, worum es kritischer feministischer Theorie gehen sollte, und zwar aus folgendem Grund: Wenn wir davon ausgehen, dass die machtbedingten Grenzen des Wissens auch Grenzen des wahrnehmbaren und materialisierten Seins sind, wenn es also Wissen ist, das die Grenzen bestimmt, innerhalb derer wir uns haben begreifen können und haben begreifen lassen, das bestimmt, was lebbar ist, wie wir unsere Körper, unsere Identitäten, unser ›in-der-Welt-sein‹ erfahren und erfassen können, dann muss es feministischer Kritik darum gehen, um der Möglichkeit ihrer Überschreitung willen, an diesen Grenzen zu arbeiten, sie historisch-praktisch auszuloten und zu erproben. Und feministische Kritik sollte dies tun, um die intime Verquickung von Macht, Wissen und Sein herauszuarbeiten, um zu klären, inwieweit unsere epistemologischen Gewissheiten als Unterstützung einer Strukturierungsweise von Welt fungieren, die alternative Möglichkeiten des Ordnens, des Seins, des Wissens und Denkens verwirft.

Die Frage ist also eine doppelte: Von welchem Regime der Verständlichkeit Feminismus sich in Zukunft wird regieren lassen und welches Regime der Verständlichkeit er selbst generieren? Die Frage ist, welche Rationalitätsfiktionen feministisches Denken strukturieren werden? Welche Fragen werden als vernünftig erachtet, welche Antworten als wahre gelten können? Welches Wissen, welche Praxen, welche Erfahrungen und welche Horizonte werden sich zukünftig unter dem Namen Feminismus wiederfinden (können)? An welchen Werten, welchen Stimmen und Erfahrungen wird sich feministische Wissensproduktion orientieren? An welchen epistemischen Grenzen sich aufhalten? Von welchen sites, welchen Positionierungen aus schreiben? Und schließlich: Wem und auf welche Fragen antwortet feministisches Wissen? Wem gegenüber sind wir verantwortlich und welche Verantwortung erkennen wir an? Wem, mit anderen Worten, wird im und mit dem feministischen Wissen Rechnung getragen?

Damit indes eine solche Kritik auf der Ebene der Epistemologie in der Weise wirksam werden kann, dass daraus ein Aufstand auf der Ebene der Ontologie wird, brauchen wir auch eine Kritik auf der Ebene der Macht. Das heißt eine Kritik, die danach fragt, wie die Anstalten der Wissenschaft feministisches Wissen ermöglicht und zugleich um- und begrenzt haben, welche Beziehungen in der Tat bestehen zwischen bestimmten Orten, den an diesen Orten geltenden Regeln und Routinen, den zu einem gegebenen historischem Zeitpunkt möglichen Stellungnahmen und dem dort produzierten Wissen.

Denn wie kritisches Wissen produziert werden kann im Rahmen und innerhalb der Rationalitätsordnung einer Institution, die womöglich eher darauf zielt, existierende vergeschlechtlichte und rassisierte Machtrelationen sowie jene, die auf Nation, Klasse und geopolitische Positionierung, auf Kultur und Sexualität zurückgreifen, intakt zu halten statt diese zu verändern, ist eine immer wieder neu zu beantwortende Aufgabe. Doch sollte diese Beschreibung auch nur in Teilen richtig sein,

so haben wir gar keine andere Wahl als gerade jene Prozesse zu verstehen und ihnen zugleich zu widerstehen, die uns als akademisch und gesellschaftlich privilegierte, freilich aber auch als marginalisierte Subjekte konstituiert haben. Denn die Aufgabe oppositioneller AkademikerInnen kann, wie die US-amerikanische Kulturwissenschaftlerin Rey Chow argumentiert, nicht darin bestehen, sich allein mit der eigenen Viktimisierung in der Gesellschaft auseinander zu setzen; vielmehr gelte es, sich zu verhalten zu *»der Macht, dem Wohlstand und den Privilegien, die ironischerweise aus dem ›oppositionellen Standpunkt‹ erwachsen«* (Chow 1993, 17; Übersetzung sh).

Zu fragen, inwiefern die in der Konstituierung als je spezifische habitualisierte Subjekte unzweifelhaft begründete Handlungsmächtigkeit, die Chance also, in einem Feld zu intervenieren, es dauerhaft zu verändern, eigenes Wissen zu produzieren, auch eine Weise der Subjektivierung, der Unterwerfung unter nicht selbst gegebene, aber auch im Feld der Geschlechterforschung wirksame Bedingungen und Rationalitäten darstellt, ist daher keine, die wir nach Belieben stellen oder auch nicht, sondern unabdingbare Voraussetzung einer kritischen feministischen Praxis.

Ich möchte – und komme damit zum Schluss – meine Ausführungen mit einem Zitat von Judith Butler beenden. In ihrer Auseinandersetzung mit Althussers Theorie der Anrufung, in der sie die Prekarität unseres Seins herausarbeitet als einem Sein, das dem Gesetz zugleich unterworfen und von diesem abhängig ist, schreibt sie: *»[O]ne cannot criticize too far the terms by which one's existence is secured«*. Der Satz ist doppeldeutig: *»Man kann«*, heißt es in der deutschen Übersetzung, *»in der Kritik jener Begriffe, die einem die eigene Existenz sichern, nicht zu weit gehen«* (Butler 1997, 121). Doch im Begehren, anders sein zu können als es die Regime von Geschlecht und Sexualität verfügt haben, können wir gar nicht weit genug gehen – one cannot criticize too far – in der Kritik an eben diesen Regimen, können wir gar nicht anders als wieder und wieder darauf zu beharren, dass wir nicht so regiert werden wollen. In diesem Sinne, liebe Ruth, wünsche ich Dir – und damit uns allen – dass Du weiter gehst, darauf beharrend, nicht so regiert zu werden. Dass Du weiterhin für Dich und für uns neue, andere Räume erschließt, erfindest, erdenkst, erträumst – auf dass wir – auch das eine zu wenig gepflegte feministische Tugend – noch viel zu lachen haben werden mit Dir und auch das Ableben des Feminismus noch lange auf sich warten lässt.

Kontakt und Information
Prof'in Dr. Sabine Hark
Zentrum Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung (ZIFG)
TU Berlin
Franklinstr. 28-29
10587 Berlin
sabine.hark@tu-berlin.de

Literaturverzeichnis

Butler, Judith (1997): Psyche der Macht. Frankfurt am Main

Butler, Judith (2005): Gefährdetes Leben. Frankfurt am Main

Chow, Rey (1993): Writing Diaspora: Tactics of Intervention in Contemporary Cultural Studies. Bloomington

Dorn, Thea (2006): Die neue F-Klasse. Warum die Zukunft von Frauen gemacht wird. München

Foucault, Michel (1971): Die Ordnung der Dinge. Frankfurt am Main

Foucault, Michel (2005): Was ist Aufklärung? In: ders.: Dits et Ecrits. Schriften, Bd. 4 1980-1988, S. 987-707

Genschel, Corinna (2002): Queer Meets Trans Studies: Über den problematischen Stellenwert geschlechtlicher Transgressionen in Queer Theorie. In: Freiburger Frauenstudien 12, S. 163-186

Gerhard, Ute (1999): Atempause. Frankfurt am Main

Haaf, Meredith/Klingner, Susanne/Streidl, Barbara (2008): Wir Alpha-Mädchen. Warum Feminismus das Leben schöner macht. Hamburg

Hark, Sabine (2005): Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus. Frankfurt am Main

Hark, Sabine (2009): Was ist und wozu Kritik? Über Möglichkeiten und Grenzen feministischer Kritik heute. In: Feministische Studien 27/1, S. 22-35

Hawkesworth, Mary (2004): The Semiotics of Premature Burial: Feminism in a Postfeminist Age. In: Signs. Journal of Women in Culture and Society 29/4, S. 961-986

Kahlert, Heike (2001): (K)ein Fach wie jedes andere? Feministische Lehre im Professionalisierungsprozeß. In: Feministische Studien 12/23, S. 74-92

McRobbie, Angela (2009): The Aftermath of Feminism. London

Mohanty, Chandra Talpade (2002): Under Western Eyes Revisited: Feminist Solidarity through Anticapitalist Struggles, in: Signs: Journal of Women and Culture in Society 28/22, 499-535

Raunig, Gerald (2008): Was ist Kritik? Aussetzung und Neuzusammensetzung in textuellen und sozialen Maschinen. (http://eipcp.net/transversal/0808/raunig)

Woolf, Virginia (2001): Drei Guineen. In: dies.: Ein eigenes Zimmer/Drei Guineen. Zwei Essays. Frankfurt am Main, S. 129-297